

HOMEOFFICE



Von Holger Heitmann

Alles andere wäre gelogen

An dieser Stelle könnte ein selbstironischer, möglichst unterhaltender und charmanter Beitrag zu lesen sein, wie ich mich – unbeobachtet von Redaktionsleiter und Redakteuren – im heimischen Arbeitszimmer zeitungslasend an meinem Werder-Bremen-Kaffeebecher festhalte, über den drohenden Abstieg sinnierend auf die Weserstadion-Flutlichtmast-Lampe neben dem Laptop schaue oder auf dem E-Piano hinter mir klimpere, dass ein Kollege in dieser Kolumne etwas despektierlich als „Heimorgel“ bezeichnete. Doch ich will Sie, liebe Leser, nicht belügen. Denn an diesem Schreibtisch wird derzeit vielleicht nicht immer effizient, aber doch recht zügig und ohne lange Unterbrechungen gearbeitet. Das liegt nicht daran, dass ich ein besonders fleißiger Mensch bin, sondern dass ich bei einer Tageszeitung arbeite. Wie der Name schon sagt, muss die am Ende des Tages fertig sein. Viel Zeit zum Prokrastinieren, also zum systematischen Zeittotschlagen, bleibt da nicht.

Das war einst zu Unizeiten anders. Nachdem beim Schreiben meiner Diplomarbeit einige Monate ins Land gegangen waren, bin ich in den Wochen vor Abgabe stets erst um 6 Uhr morgens für wenige Stunden ins Bett gegangen bin. Das war nur insofern praktisch, als dass meine damalige Mitbewohnerin zu dieser Uhrzeit zur Arbeit musste und wir vorher zusammen frühstückten. Nun schweife ich doch ab.

Ein Homeoffice-Fan war ich jedenfalls nie und bin es auch nicht geworden, weder nach dem Studium als Freiberufler noch in meiner ersten Redaktion in Rheinland-Pfalz. Da war ich manchmal der einzige, weil die dortigen Kollegen familiär oder fahrzeitbedingt ab und an von zu Hause aus arbeiteten, während ich, der nur fünf Minuten Fußweg ins Büro hatte, die unangekündigt erscheinenden Leser verarzten musste. Die trugen ihre Anliegen gern persönlich in Pfälzer Mundart vor. Und recht hatten sie, eine Zeitung und ihre Produktion leben doch von der persönlichen Kommunikation, egal ob im Gespräch mit den Lesern oder in der Mittagspause mit anderen Mitarbeitern.

Aber die Gefahr, sich mit dem Coronavirus anzustecken, dürfte hier nunmal immer noch geringer sein als sie es in einem vollen Großraumbüro oder Speiseraum wäre. Und einen Grund hat es doch, weswegen ich nun gern in den eigenen vier Wänden arbeite, der ist nämlich, meist fröhlich und sieben Monate alt. Wenn mein Sohn auf dem Arm seiner Mutter den Kopf durch die Bürotür steckt, lasse ich mich doch kurz ablenken. Alles andere wäre auch gelogen.

Die BZ entsteht während der Coronakrise zum Teil in Heimarbeit. Einmal wöchentlich berichtet eine Redakteurin oder ein Redakteur über das Homeoffice.



Experten haben die Sorge, dass die soziale Distanz, mit der die Pandemie eingedämmt werden soll, bei manchen Menschen zu Depressionen führt.

Foto: Pixabay

Corona: Kein Anstieg der Suizidrate

Die Befürchtungen zu Folgen des Lockdowns haben sich zumindest im Heidekreis bislang nicht bestätigt

VON BERNHARD KNAPSTEIN

Heidekreis. Auch wenn im Heidekreis die Coronawelle relativ flach geblieben ist, vielen Heidern ist die Krise aufgrund persönlicher Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit, die Abgeschiedenheit des Homeoffices und den Ausfall von Kino- und Restaurantbesuchen, das Fehlen kultureller Ereignisse und den verbotenen Besuch von Familienangehörigen auf das Gemüt

geschlagen. Doch wie stark war und ist die seelische Belastung letztlich?

Zu Beginn des Monats April bereitete der Gesellschaft neben den direkten Auswirkungen der Coronakrise auch die mit der Politik der sozialen Distanz verbundenen Folgen Sorge. Welche Auswirkungen mochte die Krise auf die ohnehin psychisch erkrankten Menschen haben? Deren Betreuung und ambulante Behandlung wurde durch die Kontaktsperre erschwert.

Bereits zu Beginn der Coronakrise wurde der hessische Finanzminister Dr. Thomas Schäfer (CDU) von einem Zug überrollt. Sein Tod wurde aufgrund eines Abschiedsbriefes als Suizid gewertet. Kurz darauf starb einer von Schäfers Mitarbeitern im Ministerium am Arbeitsplatz. Seither spekulieren Experten über die

Frage, wie sich die Coronakrise und später der sogenannte Lockdown, die Politik der unbedingten sozialen Distanz, auf das Gemüt der Deutschen auswirken würde.

Das Bundesinnenministerium hatte in einem 17-seitigen Papier dafür plädiert, die Bevölkerung mit einer harten Wortwahl über die Folgen einer vom Coronavirus hervorgerufenen Covid-Erkrankung zu schockieren, den qualvollen Erstickungstod in den Vordergrund der politischen Rhetorik zu rücken. Bundeskanzlerin Angela Merkel entschied sich zu einer nicht ganz so drastischen Rhetorik, dennoch hatte der Lockdown offensichtlich Auswirkungen auf die Psyche der Menschen.

Im Gespräch mit der Böhme-Zeitung hatte etwa Martin Pölkow vom Sozialpsychiatrischen Dienst der Awo in Soltau von

zwei, drei Suizidfällen in der Region berichtet, bei denen die Coronakrise wohl ein auslösendes Moment gewesen sei (BZ vom 2. April). Trauerberater Jean-Paul Beffort berichtete ebenfalls im BZ-Interview von Experten, die eine höhere Suizidrate erwarteten.

2017 bis 2019 gab es bis 29. Mai mehr Selbsttötungen als 2020

Die bisherige Datenlage bestätigt diese Befürchtungen hingegen nicht. Im Heidekreis hat die Polizei in der Zeit zwischen dem 1. Januar und 29. Mai insgesamt 28 Suizidversuche und fünf vollendete Selbsttötungen registriert. So hoch diese Zahlen auch sind, sie unterscheiden sich nicht von den Daten in den Vorjahren. 2016 waren es zwar nur 19 Versuche und fünf vollendete Suizide, 2017 aber sogar 30 Versuche und elf voll-

endete Suizide. 2018 kamen auf 15 Versuche sieben vollendete Suizide, und im vergangenen Jahr neun Suizide auf 28 Versuche. Die Jahre 2017 und 2019 waren insoweit auffälliger.

Die Polizei grenzt den Zeitraum der Coronakrise zudem weiter ein. „In 2020 kam es seit dem 1. März zu 14 versuchten und drei vollendeten Suiziden – ein kausaler Zusammenhang mit der Pandemie ist hier nicht festgestellt worden“, berichtet Polizeisprecher Olaf Rothardt.

Ein Grund für Entwarnung ist das nicht, wie eine Studie eines internationalen Forscherteams der Privaten Fachhochschule (PFH) Göttingen zeigt. Der Studie nach haben sich bei 2000 Teilnehmern eines Tests für klinische Psychologie fünfmal mehr depressive Symptome gezeigt als bei Tests vor der Pandemie.

Für ein halbes Jahr in den Irak

Das Rotenburger Jägerbataillon 91 verlegt ab Juli 80 Soldaten

VON GUIDO MENKER

Rotenburg. Das Ortsschild ist ein starkes Symbol. Es lässt die Soldaten den Rückhalt aus der Bevölkerung spüren und sie gestärkt in den Einsatz gehen. Davon ist Oberstleutnant Maik Münzner, Kommandeur des Rotenburger Jägerbataillons 91 und Standortältester in der Lent-Kaserne, überzeugt. Mit 80 Soldaten steht für Münzner von Juli an ein Auslandseinsatz im Irak auf dem Dienstplan. Ein halbes Jahr ist dafür vorgesehen. „Es ist die erste Bataillonseinsatz im Irak auf dem Dienstplan. Ein halbes Jahr ist dafür vorgesehen.“, sagt Oberst Christian Freuding als Kommandeur der Panzerlehrbrigade 9. Eine Aufgabe, die bei diesem Bataillon

„in den allerbesten Händen ist“, so Freuding.

Eigentlich würde es einen Abschiedsappell geben. Daran ist vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie nicht zu denken. Also lädt Bürgermeister Andreas Weber (SPD) Freuding, Münzner sowie Hauptmann Janis Weißheit, Major Christian Ullrich und den Oberstabsfeldwebel Ingo Mattick ins Rathaus ein, um ihnen stellvertretend für die 80 Soldaten das Ortsschild der Kreisstadt zu überreichen und ihnen für den bevorstehenden Einsatz das Beste zu wünschen.

„Es ist kein Kampfeinsatz, es handelt sich um eine Ausbildungsmission“, unterstreicht Münzner das, worauf man sich etwa ein Jahr lang vorbereitet habe. Und das unter erschwerten Bedingungen, die Münzner als besondere Herausforderungen bezeichnet. Dieser habe man sich angepasst – und zwar „ohne Abstriche“. Janis Weißheit sagt, er gehe mit gesundem Respekt an die Aufgabe heran, fühle sich allerdings bestens vorbereitet.

Genau das sei allen 80 Soldaten dann auch mit einem Zertifikat bestätigt worden. Doch die Soldaten tragen nicht allein die Last dieses Einsatzes, erklärt Weißheit. Daher erwähnt er auch die Belastungen für die Familien, die hinter ihnen stehen. „Auch die Familien müssen darauf vorbereitet werden, viele private Dinge sind zuvor zu regeln.“ Das Jägerbataillon betreut die Angehörigen über die Familien-Betreuungsstelle, um „die Härten und Entbehrungen abzufedern“, erklärt Münzner.

Es wird ein Einsatz unter besonderen Bedingungen. Darauf weist Freuding hin. Einerseits habe man es auch im Irak mit Corona-bedingten Einschränkungen zu tun, andererseits habe sich der Auftrag inhaltlich verändert. Er befindet sich in einem stetigen Veränderungsprozess, an dem die Soldaten beteiligt

sein werden und auf den sie sich immer wieder aufs Neue einstellen haben. Im Klartext: Es geht nicht mehr um die Grundausbildung der irakischen Soldaten, sondern darum, die Führer der einheimischen Sicherheitskräfte so auszubilden, dass diese das erworbene Wissen an ihre Soldaten weitergeben können. Hilfe zur Selbsthilfe – „so kann man das sagen“, erklärt Münzner.

Ausbildungseinsatz in Erbil, Bagdad und Taji

Die Soldaten kommen in entsprechenden Ausbildungsbereichen zum Einsatz. Und zwar an drei Standorten in Erbil (Nordirak) sowie in Bagdad und Taji im Zentralirak. Nach ihrer Ankunft müssen die deutschen Soldaten für zwei Wochen in Quarantäne. Je nach Lage werden die 80 Mann nach und nach verlegt. Die Reihenfolge steht fest, nicht aber der jeweilige Zeitpunkt. „Aber wir stehen bereit, die Kameraden haben ihre Ausrüstung, sind vorbereitet und sitzen quasi auf gepackten Koffern.“



Ein Symbol für die Unterstützung durch die Bürger: Bürgermeister Andreas Weber überreicht den Soldaten ein Ortsschild. Foto: Menker